

WAS FÜR EIN DING!
SCHÖNE AUSSICHT

VON FLORIAN SIEBECK

Demokratien haben bekanntlich ein schwieriges Verhältnis zum Repräsentativen. Zu wenig, und es sieht aus wie in einer Außenstelle der Rentenversicherung; zu viel, schon steht der Verdacht im Raum, hier wolle jemand Versailles spielen. Besonders heikel wird die Sache hierzu-lande, wenn der Bundespräsident sich neu einrichten muss. Nun ist es so weit: Schloss Bellevue wird acht Jahre lang saniert, Kostenpunkt rund eine Milliarde Euro.

Errichtet wurde Bellevue von 1785 an für Prinz August Ferdinand von Preußen, den jüngsten Bruder Friedrichs des Großen, als vornehmes Landhaus vor den Toren Berlins. Im Zweiten Weltkrieg brannten große Teile des Schlosses aus. Beim Wiederaufbau zwischen 1955 und 1959 rekonstruierte man zwar das klassizistische Außere, ging mit dem Inneren aber entschieden bundesrepublikanischer um: sachlich bescheiden.

Umso interessanter ist nun die Frage, wie die Bundesrepublik des 21. Jahrhunderts eigentlich aussehen möchte. Elf Büros durften ihre Entwürfe für die Neugestaltung der repräsentativen Räume einreichen. Für die Ausstattung sollten sie in erster Linie Produkte deutscher Hersteller und Designer verwenden, solche aus anderen EU-Ländern nur ausnahmsweise. Sonderanfertigungen waren nicht erlaubt.

Gewonnen hat das Architekturbüro Henn (Berlin und München). Im pistaziengrünen Amtszimmer des Bundespräsidenten stehen vier Sessel von Walter Gropius, puzzleartige Teppichinseln symbolisieren die Teile eines größeren Ganzen. Anderswo trifft ein Konsoltisch von 1820 auf DDR-Leuchten. In fast allen Räumen findet man derweil Mart Stams berühmten Freischwinger „S33“ für Thonet. Bundespräsident, Diplomaten und Gäste sollen auf demselben Stuhl sitzen.

Stefan Flachsbarth und Michael Schultz, die Zweitplatzierten, schlugen lederbespannte Wände vor; Teppiche erzählen von deutscher Geschichte und europäischer Einigung. Nidus aus Düsseldorf, mit einer Anerkennung ausgezeichnet, hält es „elegant bürgerlich“ mit getäfelter Eiche, langen Vorhängen und Preußischblau. Henning Larsen, ein Büro mit dänischen Wurzeln, gestaltet die Demokratie erwartungsgemäß skandinavischer: Alle sitzen auf Augenhöhe. Zum Beispiel auf einem auffällig geschwungenen roten Sofa im Amtszimmer. Fast schon etwas zu lebensfroh für Bellevue? Kein Wunder: Es kommt aus Spanien.

„Was für ein Ding!“ erscheint alle zwei Wochen.

Gropius in Grün:
Gewinner-Entwurf von Henn

Gropius in Grau:
Entwurf von Nidus

Spanisches Sofa: Entwurf von Henning Larsen Visualisierungen Büros

Wer von Design in Deutschland spricht, tut das meistens in der Vergangenheitsform: Werkbund, Bauhaus, Dieter Rams. Haben wir irgendwann den Anschluss verpasst? Das vielleicht nicht. Aber die Frage ist doch: Was ist die neue Erzählung? Design war in Deutschland lange sehr eng mit der Industrie verbunden – Breuer und Thonet, Rams und Braun, Otl Aicher und Erco. Aber die große Zeit dieser Industrie ist hier eben auch vorbei; man muss sich nur anschauen, was gerade mit der Autobranche passiert. Und ich glaube, dass dieses funktionale, reduzierte, auf Dauerhaftigkeit angelegte Design, für das Deutschland lange stand, heute nicht mehr ganz so selbstverständlich in die Zeit passt. Selbst das Bauhaus ist inzwischen wieder zum Politikum geworden.

Sie meinen die AfD in Sachsen-Anhalt, die das Bauhaus als „menschenfeindlich“ bezeichnete, als globalen „Einheitsbrei“, als „Irrweg der Moderne“? Genau. Wäre das nicht so tragisch und gefährlich, wäre es fast lächerlich. Zynisch könnte man sagen, dass es bemerkenswert ist, mit welchem Interesse sich Politiker, die sich offensichtlich wenig mit Ästhetik beschäftigen, nun wieder dem Thema Design widmen.

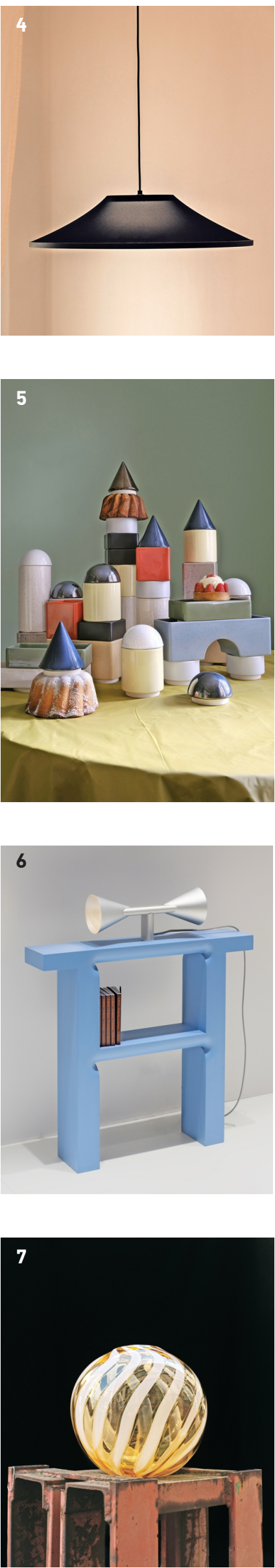
Wer in Deutschland gestaltet, wird früher oder später am Bauhaus gemessen. Zu Recht? Ich glaube, deutsche Designer sind ziemlich genervt davon, ständig zu hören: „Das ist das neue Bauhaus.“ Immer müssen sie sich dazu verhalten. Gleichzeitig kann man diese Tradition natürlich nicht einfach ignorieren. Die Frage ist eher, wie man sie für die Gegenwart weitererzählt. Vielleicht muss sich das deutsche Design ein Stück weit neu orientieren.

Aber in welche Richtung? Die Niederländer sind sehr experimentell, die Dänen Exportweltmeister in Sachen Hygge. Die Italiener beherrschen die hohe Kunst der Verführung. Was kann deutsches Design? Glamour jedenfalls nicht. Konnte es aber auch noch nie. Meine Theorie – und damit lehne ich mich sehr weit aus dem Fenster – ist, dass wir Deutschen es uns einfach nicht schön machen können, weil wir uns immer noch bestrafen müssen für die schrecklichen Verbrechen der Nationalsozialisten. Wir bewegen uns lieber in einem funktionalen Käfig: bloß nicht zu emotional, zu schön, zu verspielt. Vergleichen Sie doch mal die Müllbehälter in deutschen Großstädten mit denen in Paris oder Mailand. Deutschland ist vielleicht nicht gestaltungsfeindlich, aber wir mögen es hässlich. Und doch: Es gibt sie, die Designerinnen und Designer, die clever und experimentierfreudig sind.

Zum Beispiel? Daftar, ein Berliner Label, macht Möbel aus Edelstahl und Perserteppichen und erzählt damit etwas über Deutschland als Einwanderungsland. Oder Luis Frey, der eine Vase entworfen hat, die wie ein kleines Tablett aussieht: Darin steht etwas Wasser und ein kleiner Pin, auf den man eine Blume stecken kann. Das ist starkes Design, emotional, poetisch. Das treibt mir die Tränen in die Augen. Die Entwürfe von Geckeler Michels, die so frech auf den Punkt sind. Oder die beiden Designerinnen von Studio CE, die haben eine Bank für den Hersteller Mattiazzi entworfen, die nordisch und italienisch zugleich wirkt. Vielleicht weil wir genau in der Mitte liegen.

Einige dieser Designer stellen kommandes Wochenende bei „Currents“ aus – einem Format, das Sie mit der Journalistin Jasmin Jouhar gegründet haben, um deutsches Design wieder sichtbarer zu machen. Warum? Wir haben gemerkt, dass sich in den vergangenen Jahren in Deutschland und vor allem Berlin eine starke Designszene entwickelt hat, die Entwürfe von wirklich hoher Qualität zeigt. Die wollen wir sichtbar machen. Wir wollen deutsches Design vermitteln, aber Deutschen auch Design vermitteln. Wir alle sehen es tagtäglich, wissen gemessen daran aber recht wenig darüber. Wir würden gerne zeigen, dass es mehr gibt als den „Eiermann“-Tisch oder die „Snoopy“-Leuchte.

Der deutschen Möbelindustrie geht es schlecht, von der Kölner Möbelmesse ist kaum noch etwas übrig. Fehlen heute schlicht die Käufer für gutes deutsches Design? Es fehlt einerseits an Geld – aber auch am Willen, es auszugeben und es sich schön zu machen. Viele, die Designermöbel kaufen, verlassen sich auf die Distinktionsmerkmale von Klassikern wie dem „James Lounge Chair“. Bei „Currents“ gibt es um die 60 Orte, an denen man Empfehlungen findet, wie das Geld besser auszugeben ist. Und wer keines hat, der kann lernen, wie man Glas bläst, oder sich das Techlab der Kunsthochschule anschauen.



Auch das ist deutsches Design: Vase „Khora“ von Luis Frey (1), „Brutal Sideboard Double“ von Ilot Ilov (2), Bank „Balisht“ von Daftar (3), Leuchte „Warp“ von Geckeler Michels für Arkoslight (4), Keramik-Aufbewahrungsserie „Konstrkt“ von Studio Berg (5), Holzkonsole „Oto“ von Studio CE für Mattiazzi (6), Glasvase „Moonjar“ von Moonarij (7)

Fotos Tobias Wähl, Ilot Ilov, Clemens Poloczek, Bacon Studio, Anne Deppe, Studio CE, Bastian Thierry

Designszene wohlfühlen konnten – Designer und Studios genauso wie Galerien und Hochschulen. Frühere Formate schienen vielen zu kommerziell oder ästhetisch zu eng. Gleichzeitig hat sich die Szene wahnsinnig professionalisiert und internationalisiert. Wir bringen bewusst Leute zusammen, die sonst wenig miteinander zu tun haben – etwa eine Galerie für südamerikanisches Design und ein Einrichtungshaus in Charlottenburg. Aber auch Menschen außerhalb der Designwelt.

Dabei dürfte Ihnen helfen, dass Sie keine Designerinnen sind, sondern aus dem Journalismus kommen. Ich bin sehr gut in der Club- und Kulturszene vernetzt, Jasmin Jouhar auch in der Architekturszene. Über unsere Kontakte haben wir zum Beispiel eine alte Jalousiefabrik in Kreuzberg aufgetan, die seit Jahrzehnten nicht öffentlich zugänglich war. Dort stellen etablierte Hersteller neben Berliner Studios aus, es gibt Objekte an der Schnittstelle zur Kunst und eine Ausstellung mit jungen Positionen, die Fragen stellt wie: Kann Design für komplexe Probleme überhaupt noch Lösungen anbieten?

Berlin lebte ja lange von billigem Raum und niedrigen Lebenshaltungskosten. Man konnte Dinge ausprobieren, ohne sofort Geld damit verdienen zu müssen. Wie viel ist davon heute noch übrig? Die Erzählung von Berlin als „Stadt der Kreativen“ hält der Realität nur noch bedingt stand. Fast täglich hört man inzwischen: „Wir gehen zurück nach Italien“ oder „Wir ziehen nach Mallorca“. Die Kürzungen in Kultur und Lehre, die desaströse Mietenpolitik, das alles ist dramatisch. Was man aber auch sagen muss: Berlin kann leider Krise. Wir wissen, dass wir uns auf die Politik nicht verlassen können.

Vielleicht, weil in der Stadt niemand so genau weiß, was Berliner Design eigentlich ist? Jedenfalls nicht nur Edelstahloptik.

Aber schon erstaunlich oft. Natürlich, das ist ja auch Trend seit ein paar Jahren. Aber dann gibt es eben noch viele andere Leute. Design in Berlin ist bunt wie Noël Saavedras Weberei, wie Fabian Freytag und Studio Berg. Mit Handwerk im Rücken wie Ilot Ilov oder Moonarij. Berliner Design steht für Kooperation, für Diskurs, für Vielfalt, für Humor ohne Albernheit und eine gewisse Rohheit im Präsentieren. Nicht alles muss perfekt und erwachsen sein.

In Mailand können Designer auf eine ganze Möbelindustrie bauen. Und in Berlin? Auf die Vielfalt. Die Krisenfestigkeit. Die Bereitschaft zum Selbermachen. Wenn ich sehe, was unsere Teilnehmer in kürzester Zeit auf die Beine gestellt haben, wie sie sich untereinander austauschen, welche Energie da gerade entsteht – dann zeigt das: Berlin hat den Willen, Dinge gegen alle Widerstände durchzuziehen. Und, wenn man ehrlich ist, vielleicht auch die nötige Arroganz.

Das Gespräch führte Florian Siebeck.

„Currents“ findet vom 10. bis 12. September in Berlin statt. Das Programm gibt es unter currentsberlin.com

„Die Deutschen mögen es hässlich“

Das Berliner Designfestival „Currents“ tritt zum sichtbaren Gegenbeweis an: Ko-Initiatorin Laura Ewert über ästhetische Selbstbestrafung, Deutschlands neue Designszene und die Kunst, sich die Dinge trotzdem schön zu machen.

In der Logik der Käufer hat ein „James Lounge Chair“ gegenüber einem unbekannten deutschen Entwurf aber einen entscheidenden Vorteil: Jeder weiß, wie teuer er war. Das hat allerdings auch zu einer gewissen Gleichförmigkeit in deutschen Wohnungen geführt, die von Internet und Instagram noch weiter befeuert wird. Gleichzeitig kann daraus auch eine Gegenbewegung entstehen: Es ist dann doch cooler, den Teppich zu haben, von dem es weltweit nur fünf Stück gibt.

Aber hatte nicht gerade deutsches Design einmal den Anspruch, den Alltag möglichst vieler Menschen besser zu machen – und nicht nur den einiger weniger? Natürlich ist das eine finanzielle Frage, aber auch eine Frage der Aufklärung. Es geht darum, den Leuten bewusst zu machen: Warum kostet gutes Design oft mehr? Und warum kaufe ich vielleicht lieber einen Hocker für 350 Euro als im Leben sechs billige, von denen fünf irgendwann im Müll landen? Wenn man

erfährt, wer etwas produziert, welche Idee dahintersteckt und warum es genau so gestaltet ist, bekommt ein Gegenstand eine Geschichte. Ich glaube, das macht ihn attraktiv. Man muss nur anfangen, diese Geschichten zu erzählen.

Sie sind nicht die Ersten, die versuchen, so ein Format in Berlin auf die Beine zu stellen. Warum glauben Sie, dass es diesmal funktioniert? Bisher fehlte vor allem ein Umfeld, in dem sich die verschiedenen Teile der